

Alter Berg und feuchtes Tal

HERBSTLICHE
LAHNWANDERUNG

von

Helmut Domke

Textauszug

Abschnitt: „In Weilburg“

Reiseerzählung
„Alter Berg und feuchtes Tal“
von Helmut Domke,
Prestel-Verlag, München
1957

Die unveränderte Veröffentlichung des Abschnitts „In Weilburg“ aus diesem Buch (S. 17 – S. 39)
erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Erben und des Prestel-Verlags, München,
in „Rudis Homepage zur Stadt Weilburg an der Lahn“
<http://www.weilburg-lahn.info>

2002

In Weilburg

WENN ES HERBST WIRD

Während des Hochsommers befanden wir uns in der Gewalt einer lähmenden Unruhe. Wir lebten mit gesenkten Blicken dahin. Unterdessen rollte die Zeit, und wir hockten in unsern Stuben und waren die Mühlräder, die sich von ihr umherwirbeln ließen, um die Tage in Stücke zu mahlen. Andere beschäftigten sich mit ihrem Zeitmangel, ihrer Armut, ihrer Verzweiflung, wir aber waren es leid, uns noch länger auf diese Weise zu betrügen; wir wollten unserer Ohnmacht ins Auge sehen. Schließlich landeten wir auf der dritten Insel des Lebens: man ist, man darf sein, aber man muß auch sein.

Nein, keinem Geschlechte gehörten wir zu, das zur Freude erkoren war. Wir kannten den Untergang, das Außersichsein und die Morphiumspritze und waren mit allem fertig geworden, eine überforderte Generation, die nichts mehr anging. Kleinigkeiten riefen unsere Entrüstung auf den Plan; unser Erbarmen hingen wir an ein Vögelchen und trugen verirrte Regenwürmer vom Pflaster aufs Erdreich zurück. In großen Dingen waren wir dagegen sehr gleichgültig. Vielleicht hatte es von allem in unserm Leben zuviel gegeben, zuviel anspruchsvolle Worte, Erschöpfung und Tod und nun zuviel Üppigkeit, Samt, Seide und Chromglanz. Nicht, als ob wir irgendetwas besessen hätten, aber in unseren Vorstellungen wimmelte es von Verbrauch. Noch immer dämmerte es aus der verlorenen Jugend in unsere Lethargie hinüber, daß es früher nicht nur Vorwände, Hast und Verzehr gegeben hatte, sondern auch Sinn, Zuversicht, Gelassenheit und etwas wie Schicksal. Es ist seltsam zu sagen, daß wir, die wir soviel Untergänge gesehen hatten, hungrig waren nach wirklichem Schicksal. Wir begriffen sehr gut, was uns fehlte, denn ein Rest Hoffnung war in uns lebendig geblieben, keine leidenschaftliche, zielgerichtete Hoffnung, sondern ein graues Abziehbild davon, aber immerhin Hoffnung.

Darum waren wir hierhin gefahren – ein Zufall, gut; wir hätten anderwärts hinreisen können, doch nun weilten wir hier und liefen tage- und wochenlang bergauf und bergab, während es langsam abkühlte. Zuerst fühlten wir uns, wie wenn man sich in den Handballen beißt, um einen Schmerz durch den andern zu übertäuben. Dann änderte sich das. Einmal, als wir Hunger hatten und müde waren, entdeckte ich Braun dabei, wie er vor sich hinpiff. Es hatte Hunger und Müdigkeit genug in unserm Leben gegeben, auch die Nachtkälte, die uns oft bis ins Mark durchfror, oder den Regen, der aus den Schuhen quoll. Doch nicht so wie jetzt, wo wir nicht mehr umherliefen, um irgendwo anzukommen, sondern um unterwegs zu sein.

So also gelangten wir über die Schattenzone hinaus, durch die jedes Leben zwischen Jugend und Altern muß. Meist wählten wir alte Kneipen zur Herberge, in denen es während der ganzen Nacht in den Wasserleitungen rumorte; manchmal

schliefen wir auch im Freien, und unsere Kleider rochen wieder nach Laub, Reisigfeuern und den Tagen der Jugend.

PHILEMON

„Wenn wir ebenfalls von hier wegreisen, so gehen wir schnurgerade – wohin? – nach Weilburg, oder wie es heißt, zu der Prinzessin von Oranien, die wir à la Haie so gut gekannt haben.

– Was für eine anecdote ist diese!

Diess ist die Sprache, wie alles das vorhergehende, eines desperaten."

Briefwechsel des Jahres 1777
zwischen Mozart und seinem Vater

Einnehmendes besaßen wir wenig – eine verbeulte Hose, noch klamm vom Morgenweg über verbotene Wiesenpfade, und einiges zerdrückte Blattwerk in den Taschen sind keine Empfehlung. So hatten wir uns, Hans Braun und ich, in den Schatten Goethes verkrochen, in ein Erlebnis, das ihm gehört. Goethe ist über jeden Einwand erhaben.

September! Um diese Jahreszeit geht das Land aus sich heraus. Alles ist voll von unbestimmten Erwartungen. Morgens wölbt sich ein Himmel aus geflockter Watte über die Höhen, violett träumt die Erde, und jetzt, während der alte Philemon hinabsteigt in seine Schlucht, wandert der Nebel mit großem Gepränge durch alle Niederungen, um das Laub mit dem Weihwasser des Taus zum Sterben einzusegnen. Die Blätter ahnen nicht, was der Aufzug bedeutet; sie glauben, die Stunde des Überschwangs sei gekommen und beginnen ganz zart nach Herbst zu duften.

Philemons Griechename fiel uns zur guten Stunde ein; es ist unwesentlich, wie sich der Fährmann auf seinem Türschild nennt. Allmorgendlich steigt er hinab von der Stadt, löst den eisernen Kahn von der Kette und zieht sich – an einer quer über den Fluß gespannten Trosse – samt seinem Gefährt ans andere Ufer. Hier wartet er in einer Bretterbude, daß sich jemand des Läutedrahtes bediene, an dem, mitten über dem Wasser, ein brandroter Tuchfetzen hängt; gerät der Lappen ins Tanzen, ertönt bei Philemon das Glöckchen. Als bald kommt der kleine Ferge geschwommen und salutiert mit der Mütze wie ein gut erzogener Gymnasiast.

„Nicht viel Betrieb", sage ich dann.

„Die Masse macht es nicht", antwortet Philemon ernsthaft. So setzen wir über.

Abends, wenn Philemon zurückkehrt, ist Hans Braun an der Reihe.

„Gute Einnahme?", muß er fragen.

„Immer genug“, gibt Philemon zur Antwort, während hoch auf den Dächern der Stadt das letzte Abendrot welkt.

Unsere nördliche Erde ist eine wundervolle Geliebte. Man kann ihr in ihrem Träumen zusehen und, auf einen Ellbogen gestützt, atemlos in ihr Antlitz starren. Sie wird uns nie etwas vormachen, sondern immer die ältliche Theaterprinzessin mit dem angestregten Gesicht bleiben, die dankbar für unsere Zuneigung ist. Wir kennen die heimlichen Kummerfältchen ihrer Enttäuschung über ein Talent, das zu gering ist, um hinreißend, zu sensibel, um überzeugend zu sein. Braun hat sie oft porträtiert und ich habe ihre Seufzer vernommen. Erst wenn sie im Zwielight spielt, offenbart sie das Überfeine und das Verletzliche ihres Wesens. Manchmal, es kann mitten im Regen sein, kommt sogar die sinnlose Lustigkeit jener über sie, deren Lebenserwartungen wach geblieben sind, weil sie sich nie verwirklichen ließen.

Mit dieser Liebe im Herzen sind wir nach Weilburg gekommen. Der Herbst zog schon durch uns hindurch. Nachts, in den Wäldern, konnte man ihn umherschleichen hören. Er besaß noch keine Gewalt, aber es ließ sich den Blättern ansehen, daß die Müdigkeit in sie hinaufkroch, die ihrem Fall ins Leere voraufgeht.

Ach Gott, diese aus grauer Vorzeit herübergerettete Stadt! Gleich Andromeda liegt sie auf ihren Felsen geschmiedet, klaglos, erfüllt von dem Schweigen, das aus überlanger Vergangenheit kommt. Vor dem viel zu weit bemessenen Schloß stehen die leeren Gewehrstände noch immer Parade; drinnen träumen Betten in goldrotem Brokat von Fürstenlevers und dem Schlaf durchreisender Könige. Die Marställe sind verlassen, die Bürgerhäuser verhutzt. Aber wir haben auch ihr geheimes Werben vernommen, wissen, warum der Posaunenengel des Kirchturms seine Friedenspalme jeglichem Wind entbietet, wissen, warum die Fenster des Schlosses so angestregt starren. Stundenlang sind wir durch die krummen Gassen gelaufen, niemals spielten Kinder um den roten Neptunsbrunnen des Marktes. Eine seufzende Stille hielt Hof, schmerzhaft vor lauter Erwartung. Abends war sie so dicht, daß sie zerriß wie ein Tuch, wenn ein Laut aufbegehrte. Man muß oft hier gewesen sein, um zu verstehen, was eine Stille bedeutet, die aus solcher Vereinsamung kommt.

„Es ist Hoffnung darin“, hat Philemon gesagt. – Wir haben auch diese törichte Hoffenskraft kennengelernt.

Morgens, wenn sich die Sperlinge im Geäst der Bäume balgten, liefen wir über die oberste der Schloßterrassen, die mit einem Hain zugestutzter Linden bestanden ist. Hier ist uns der Alte begegnet, der aus der Stille des Marktes kam. Sein Gesicht ließ sich gut auf dem Totenbett vorstellen; nur das Vibrieren um Nasenflügel und Oberlippe würde ihm fehlen. Er trat an die Brüstung, von der man ins Land hinausieht, und sogleich löschte das Zittern aus; etwas erfüllte ihn nun, das ihm die Unruhe abnahm.

Abends kamen wir vom Triumphbogen, der sich über die ausmündende Ringstraße wölbt. Im hohen Gemäuer der Treppe, die zum Schloßpark führt, lief ein junges Paar die Stufen zur Lindenterrasse empor, um, aneinandergelehnt, hinaus zu treten gegen die Gestirne der Nacht, die Finsternis und das Schweigen der Berge.

Dies ist die Hoffnung, wie Philemon sie meint, der in der Schlucht einen Eisenkahn kommandiert; Philemon, der sagt, ‚die Masse macht es nicht‘, oder ‚immer genug‘.

Wie sollten wir dieses Weilburg nicht lieben?

Ich weiß, Schicksale, Menschlichkeiten sind nötig, um Beispiele von dieser Stadt zu geben. Aber ich liebe jene heillosen Herrschergestalten, die mit Weilburgs Namen verbunden sind, die Könige Ohne-Glück und Ohne-Land schon zu sehr, als daß ich gegen die späteren Favoriten des Schicksals aufrichtig bliebe: Herzog Karl Christian, seinen Sohn, Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg, oder auch den Minister von Gagern - eine glänzende Redoute von Kavalieren in gezielter Tournüre!

Eher betrifft mich das Bildnis der Fürstin Karoline oben im Schloß; ich bin davor auf und ab gelaufen und habe in diesen Zügen wie in einer Kommode gekramt. Das Gesicht vor dem grünlich getönten Grund blühte unverwandt in demselben Lächeln wie vor mehr als anderthalb hundert Jahren. Es ließ sich nicht übersehen, auch die Fürstin spielte die Maskerade mit; sie versteckte sich hinter ihrer pfirsichfarbenen Nackthäutigkeit und dem weißblonden, hochgestrichenen Haar. Hätte ich sie zu fragen vermocht, was sie für den Wunderknaben Mozart aus Salzburg tat, der zu Den Haag vor ihr spielte, als sie ein junges Mädchen war, und einen kleinen Stapel Sonaten für sie komponierte, sie hätte in reizend geheuchelter Unschuld entgegnet: „Ließ ich ihn nicht an der Offizierstafel speisen?“ – Nach ihrer Heirat mußten doch Prediger mit ihr von Holland gekommen sein, unauffällige Eiferer, die dem lutherischen Pastor der Stadt ‚guten Tag‘, ‚guten Weg‘ und ‚was machen die Kinder‘ sagten, bis vor dem alten Pfarrhaus ein Planwagen mit Möbeln beladen wurde und die Kirche sich in ein kalvinisches Bethaus, halb Gottesparlament, halb Logentheater, verwandelte.

Von alledem schwieg dieses Bild. Es sagte nichts von dem Eifern und von den Hoffnungen nichts, von den Enttäuschungen ihres Lebens und nichts von der Zuversicht. Nur ein kleines, sinnliches Lächeln kräuselte den linken Mundwinkel hoch. Es leugnete, daß es neben diesem Antlitz noch etwas Wichtiges gab.

BLEIB AUF DEINEM FELSEN, ANDROMEDA

Tropf, tropf! – Nässe fiel aus dem Dunkel hinab in die Schlucht. Braun saß irgendwo oben in einem geborgenen Winkel der Stadt; er verschloß sich der Nacht, sie entzog ihn dem Elemente des Dauerns, dem Licht. Ich aber vernahm das Rauschen des Wassers längst nicht mehr als den Verfall der Zeit. Etwas anderes reifte in mir. Seit ich in diesem Tal umherstrich, spürte ich, wie es von unten gegen die Erdsohle klopfte, soviel Vergangenheiten sind hier begraben. Es schien mir nötig, das Wort Vergangenheit ganz nüchtern zu denken, als lauter gewesene Gegenwart, als Abfolge von Heute und Heute, nur dichter geworden, wie sich Schlick auf dem Meeresgrund zu Sedimenten verfestigt. Je ferner diese Gegenwarten waren, desto

mehr begann ihnen die Dimension der Zeit zu mangeln; sie lösten sich auf, bis sie nichts mehr waren als reiner Geistesbestand.

So erschien mir der Porphyroklotz des Felsens einem großen Korallenstock gleich, hoch, einsam, zerfurcht von der Zeit, nur noch in seiner obersten Schicht belebt, gegründet auf lauter steingewordene Vergangenheiten. Zugleich aber löste die Nacht auch wieder auf, was sie eben zu einer Chimäre des Festen verdichtet hatte, zerschmolz es und verband es mit den Eindrücken des Augenblicks zu Bildern eines reineren Daseins, unangreifbar vor Alter: aus der acherontischen Schwärze der Schlucht lohte ein Feuer auf, Zigeuner lagerten am Ufer bei ihren Wagen, ein spitzohriger Hund sah lauschend hinaus. – Vielleicht ging meine Vorstellung darum auf die Herzöge in den seidenen Escarpins und die galante Dame nicht ein, immer ist ja eine Ahnung von Urgeheimnis im Spiel, sooft ein Feuerschein durch die Nacht fällt; auch trug ich lange und in der Ungeduld eines Kranken jene tragischen Königsgestalten mit mir herum, ob sie gleich nur flüchtig und vom Schimmer der Sage dürftig erhellt vor mir heraufgetaucht waren, wie der Feuerschein jetzt über die Felswand des anderen Ufers flog.

War es mit dieser Unbestimmtheit nicht gut so? Verlangte ihres Lebens Legende nicht, daß sie durchsichtig und körperlos blieben? Höchstens in einem Vorstadttheater, wo alles ganz sinnfällig und darum auch einfältig sein muß, hätte man sie in Figuren zurückverwandeln dürfen, drapiert mit Kostümen, wie man den einen von ihnen, König Konrad I., hoch auf einem Felsen der Lahn bei den Marmorbrüchen von Vilmar dargestellt hat: in Betrachtung der Krone versunken, als hielte er Yoriks Schädel in Händen. Wohl ist damit das Unwiederholbare eines Daseins bezeichnet, das vor mehr als eintausend Jahren, 918, auf der Weilburg erlosch, aber nur in fadenscheiniger Geste. Grade sie wäre doch zu vermeiden gewesen! Die Zeit hat über Konrads Leben gefeilt, wie der Schritt unzähliger Frommer langsam die Erinnerungsschrift und die Kontur einer im Kirchenboden ruhenden Grabplatte verwischt. Er besitzt kein Gesicht mehr. Nur sein Tod ist von ihm übrig geblieben.

Es ist alles ganz einfach vorzustellen: der König auf seinem Sterbebett, ohne Erben, eine wächserne Blume, die keine Frucht angesetzt hat. Höflinge gehen lautlos umher. Ihren Gesichtern fällt die Traurigkeit leicht; stündlich wächst in ihnen die Sorge, der König könnte das längst erwartete Wort über die Nachfolge vergessen. Lange Zeit tut ihnen Konrad nicht den Gefallen. Er wartet, bis seine Füße ganz fühllos sind, dann erst läßt er seinen Bruder Eberhard bitten und nimmt ihm den Eid ab, genau zu erfüllen, was er nun sagen wird. Eberhard ist der Krone, auf die er lange gehofft hat, ganz sicher; in seinen Augen glimmt abschätziges Mitleid mit diesem vom Schicksal Geschlagenen. Er wird das alles viel besser machen! Da rafft sich die Stimme des Königs noch einmal zusammen, ist deutlich, klar und allen vernehmlich. Konrad trägt seinem Bruder auf, die Königsinsignien an seinen bittersten Feind, den Sachsenherzog Heinrich aus dem Hause der Ludolfinger zu bringen. Denn es war die schwere Erkenntnis des Sterbenden, daß alles falsch hatte auslaufen müssen, was er auch unternahm, und daß es nur einen gab, der die Stärke für eine Krone besaß – jenen, dem er das Unglück seines Lebens verdankte, den Enkel der Billungerin Oda, die das Nibelungenlied Ute nennt. Mönch Widukind von Corvey hat den Entschluß Konrads aufgezeichnet, mit dem er sein ganzes Leben ungeschehen machte.

Es kann gar kein Zweifel sein, wie Konrads Begräbnis verlief. Von dem Bräuchlichen vergaßen sie nichts, doch die Gesichter der Herren und Diener zeigten, daß sie die Weisung des toten Königs als einen Verrat am eigenen Bruder empfanden; sie waren angeekelt, als röchen sie Eiter.

Eberhard saß mit seinem Gefolge bald auf, um die Demütigung hinter sich zu bringen, die ihm bevorstand. In Quedlinburg traf er den lachenden, unbekümmerten Mann, den man später den Gründer des Reiches nannte, auf der Vogelbeize. Die Begegnung war formlos. Eberhard konnte daher wohl nicht ahnen, als er nun absaß, um die heilige Lanze und die Krone zu übergeben, daß alles, was in dieser Stunde geschah, schwer war von Zukunft, und daß jeder Schritt, den er auf Heinrich I. zutrat, in die große Sage hineinging, die man das Heilige Römische Reich bezeichnet.

Dieser Andere aber, dieser Zweite, diese Mischung aus Talent, Sinnlichkeit, Hochgemutheit und Leichtsinn, König Adolph, dem das Leben in den Händen zerbrach! Er kam 1255 zur Welt, als die nassauischen Brüder Walram und Otto eben den Erbvertrag schlossen, nach dem ihre Lande südlich der Lahn künftig den walramischen Nachkommen, jene nördlich des Flusses den ottonischen zufallen sollten. Über Nacht wurde Walrams Sohn, Adolph von Nassau, zum deutschen König gewählt. Freilich auch mit den Mitteln der Nacht, mit Überredung und Hinterlist. So wenigstens ist ein Gerücht verbreitet; und es muß wahr sein, daß Erzbischof Gerhard von Mainz, Adolphs Vetter, die Stimmen der Wahlfürsten mit Roßtäuschereien einhandelte. Kaiser Rudolf von Habsburg war tot. Gerhard suchte eine bequeme Figur im Spiel um die Macht. Nie kam es dem ehrgeizigen Erzbischof in den Sinn, daß er den König in das Elend machtloser Herrscher hinausstieß, in die furchtbare Nötigung, Unrecht begehen zu müssen, um das Recht möglich zu machen.

Denn wie nun einen Königsalltag bestehen, der stündlich Beweise der Macht verlangte? Da gab es Räte des Mainzers, die sich in alles mischten, auf Absprachen, Schuldverschreibungen, Privilegien für ihren Herrn bestanden. Anfangs mochte der junge König sich in ein Frauengesicht oder den Spiegel Trost zusprechen; der Spiegel liebte ihn, und die Frauen liebten ihn auch. Aber wer sonst noch? Die Stimmen, die gegen ihn eiferten, mehrten sich; mag sein, daß Kaiser Rudolfs Sohn, Albrecht von Habsburg, ihnen die Stichworte zurief, ein gefährlicher, hochfahrender Mann, der sich um die Thronfolge betrogen fühlte. Auch kam es jetzt zu Affären. Im Thüringischen nützte König Adolph einen trüben Familienzweist aus, um Meißen an sich zu ziehen. Sodann verband er sich für Geld mit Edward I. gegen den König von Frankreich. Seither ging die bittere Klage, der deutsche Herrscher lasse um seines Vorteils willen ehrliche Ritter über die Klinge springen und habe sich zum Söldner von England erniedrigt. Arge Wahrheiten wurden durch böse Gerüchte verschlimmert. Es kamen Tage, an denen Adolph es nicht mehr ertrug, wenn man ‚Thüringen‘ sagte oder den Titel gewisser Kirchenfürsten erwähnte; der Mainzer Vetter stellte sich immer offener gegen ihn. Die Umgebung des Königs beruhigte sich wohl damit, die geheiligte Majestät sei gegen den Anwurf der Gosse gefeit. Noch als sie gegen diese tobende Hornisse, den Bischof von Straßburg, im Feld standen, ahnten sie nicht, daß Methode dabei war, dem König Niedrigkeit anzudichten.

Um diese Zeit trat in Frankfurt eine Versammlung der Fürsten zusammen; Albrecht und Gerhard waren zugegen. Man klagte den König mit Verleumdungen an,

die von Alter und Albernheit stanken, setzte ihn ab und wählte Albrecht von Habsburg zum Gegenkönig.

So begannen die Stunden, auf die alles ankommt, der Abend und Morgen von Göllheim bei Worms, als Adolph erfahren hatte, wer gegen ihn aufmarschiert war. Er wußte um seine Vermessenheit, gegen die verschworene Macht der Fürsten ein Treffen zu wagen. Aber wer hätte damals ohne Vermessenheit zu leben vermocht? Selbst die großen Frommen der Zeit, auf deren Antlitz der Widerschein Gottes leuchtete, waren voll Rechthaberei. Es blieb nichts übrig, als alles zu Ende zu tun. An diesem Juliabend war es früh still im Lager. Die Pferde steckten in der sanftmütigen Trauer der Kreatur die Köpfe zusammen, die Soldaten sprachen nur leise, weil bereits das Geweb aus Beklommenheit, Scheu und Erwartung um ihre Schultern hing, das jedem Angriff voraufgeht.

Im anderen Lager saß der Regisseur des kommenden Tages noch auf. Dürre Befehle flogen aus seinem Mund; das Fußvolk des ersten Treffens hatte zu weichen, die Reiterei sollte sich in die Flanke stellen. Einige Ritter, Albrecht fast gleich an Gestalt, meldeten sich zur Stelle. Man händigte ihnen dieselbe Montur aus, wie sie der Habsburger trug. Sie fanden es ratsam, in Albrechts nicht ganz geratenes Lachen einzustimmen und die Sache als gute Idee zu nehmen. Auch die Fußleute saßen noch auf. Es war Weisung gekommen, die langen Beidhänder spitz zuzuschleifen. Das verstieß gegen das Kriegsrecht, aber sie trösteten sich, weil es ihnen gestattete, Adolchs gefürchteter Kavallerie die Pferde von hinten niederzustechen; auch standen sie mit dem Tod viel zu vertraut, als daß ihnen das Empfangszeremoniell noch Sorgen bereitet hätte. Zuweilen hielten sie in der Arbeit ein und prüften das Echo des Lagerfeuers auf ihren Klingen.

Es kam ein Morgen, aus Dunst und Schleiern gewebt. Im nahen Göllheim kräuselte sich erster Rauch von den Dächern, vom fernerem Worms schollen die Glocken herüber. Für Adolph ging diese Stunde wie hinter Glas vorbei. Er zwang sich ganz nüchtern zu denken, als seine Reiterei einen langen, ermüdenden Hang hinantrabte. Doch dann riß es ihn fort; der Feind floh, ehe sie ihm noch ins Auge sahen. Sie machten die Gäule lang, um wenigstens diesen und jenen Haufen zu stellen, und waren so sehr mit dem Siegen beschäftigt, daß der Tod, der in einer Wolke von Schnauben und Staub in ihre offene Flanke prallte, über viele mitten im Lachen kam; nur ein kleines kurzes Erstaunen nahmen sie in die Ewigkeit mit.

Den König ließ das Schicksal noch aus. Der König war mit seinem Pferde gestürzt. Als er sich taumelnd erhob, war es ringsum ganz leer. Das Schicksal benahm sich großmütig, es gab ihm Bedenkzeit und eigentlich auch Gelegenheit sich davon zu machen. Adolph verstand, was es wollte, und nun läßt sich denken, daß seine Hand fast bedächtig über den Hals seines Pferdes fuhr, ehe er aufsaß. Es gab nichts anderes mehr, das er freundlich hätte berühren können. Drüben kämpfte man noch. Die treuen Bayernherzöge, dicht eingekeilt, schlugen wild um sich. Er sah auch den Mann, den er suchte, ließ den schmerzenden Kopf unbedeckt, ritt auf ihn zu und selbst in seiner Benommenheit muß es ihn wohl verwundert haben, daß der bärenstarke Habsburger sich wie ein Fechtschüler abfertigen ließ. Aber dann tauchte ein anderer Albrecht auf, ein dritter. Als er endlich auf den richtigen stieß, war seine Hand schon so müde, daß sein Hieb glatt danebenfuhr. Der Gegenschlag traf seine Schläfe, ein zweiter nahm ihm das Licht – den hatte der Rauh- und Wildgraf getan. Ein Knecht kreiste unter seinen halbblinden Augen vorüber, stach sein Pferd nieder, und während er nun in der tragischen Langsamkeit des Unterganges über den

wegsinkenden Sattelknauf ins Leere hinaustaumelte, bedurfte es nur noch eines Winks von des Habsburgers Hand; ein anderer Knecht sprang vom Pferde, schnallte dem Wehrlosen den Halsschutz auf und durchschnitt ihm die Kehle, wie es Brauch bei den Henkern war.

Wie ein Aufstöhnen ging die Nachricht bis Rom. Selbst dem gealterten Gerhard von Mainz quoll ein Würgen die Kehle hoch. „Der tapferste Mann der Erde ist heute gefallen“, klagte er weinerlich, als er abends mit Albrecht die Ernte des Tages besah. Es hatte sich ganz von selbst gemacht, daß sie der Senke zuritten, wo das Getümmel mittags zu Ende gegangen war. Feinde und Freunde lagen wild durcheinander, manche unversehrt, von Hitze und Staub unter den geschlossenen Visieren einfach erstickt. Was Adolph gewesen sein mußte, erblickten sie ganz zuletzt – ein nacktes, besudeltes Etwas, von den Troßbuben schon ausgeplündert. Albrecht hörte nicht gern, was der Mainzer sagte; er ließ den toten Feind in einem nahen Nonnenkloster hastig unter die Erde bringen, damit sich keiner an ihn erinnere.

Es kam dann ganz anders. Gerhard von Mainz war schon tot; alle waren sie tot, die an Adolphs Untergang teilgehabt hatten; zuletzt war Albrecht im Angesicht der Habsburg unter dem Dolch seines Neffen Johann gefallen, der seither Parricida hieß. Das Volk sah ein Gottesurteil darin. Heinrich VII. aus dem Haus Luxemburg regierte, ein Mann von hohen Gedanken, auf den Dante die Hoffnungen seines Lebens setzte. Heinrich wollte die vergangene blutige Zeit durch eine fromme Gebärde beschwichtigen. Als hätten die feierlichen, singenden Züge der Chorknaben und Kleriker, die erst Adolph von Nassaus, dann Albrechts Leichnam in den Dom von Speyer einholten – als hätten brennende Kerzen und Glockengeläut die Toten noch zu erreichen vermocht! Und dies schien das Ende von allem.

Das Ende? Wie dann dies Erstaunliche erklären, daß grade der Herrscher aus dem luxemburgischen Haus dem nassauischen die Ehre zurückgab, König in einer Reihe von Königen gewesen zu sein, als habe Heinrich sich in die Zukunft vorzubeugen vermocht und in lauter Zufällen die geheime Beziehung erkannt? Mehr als ein halbes Jahrtausend später zog Nassaus walramischer Erbe von Weilburg, das König Adolph für sein Geschlecht erworben und in dem seine Witwe Imagina Zuflucht gefunden hatte, in das Stammland des Luxemburgers hinaus, um den Großherzogthron einzunehmen ...

Tropf, tropf, fällt es aus der Nacht; das will sagen, es ist alles so lange vorüber, begraben unter Gebirgen von Zeit, die niemand mehr abtragen kann, ein Nachhall, ein Beben, das durch die Luft geht.

Das alles, vergangen, fern oder gegenwärtig, war vor uns aufgestiegen, als habe es immer in unserm Blut gewohnt. Wir liebten die Könige nicht, weil sie Könige waren, liebten Weilburg nicht mit dem Entzücken der Andenkensammler, liebten die Stadt nicht um der Klage ihres alten Kalvarienhügels auf dem Friedhof willen, liebten die Geschichte nicht des Geschichtlichen, das Vergangene nicht seiner Entrückung wegen, sondern weil dies alles als Urstimme des Lebens in unser taub gewordenes Dasein drang; nicht als Beispiel und nicht als Maß, sondern als Aufforderung, auf dem dunklen Grat unseres Lebens weiterzugehen und den eigenen Hunger nach Schicksal zu stillen. Wir liebten es, weil es rundum Leben mit Fehlern, Irrtümern und

Verzicht war, Leben voll Hoffnung, Liebe, Einsicht, Blindheit und Leidenschaft; weil der dunkle Verhängnisgott aus der Felswand getaucht war und im Blätterwirbel Mozartmelodien über die Lindenterrasse des Schloßgartens huschten; weil Philemon sagte ‚immer genug‘ und die Verliebten ‚nie, nie genug‘ dachten und beides dasselbe war; weil es die zutrauliche Kühle des tief eingeschnittenen Flusses und das wilde Pfeifen der polternden Bahn gab, und weil hoch auf dem Außenrande der Schlucht ein schwanenweiß in Öl gestrichenes Haus, ein bürgerliches Monplaisir für respektable Gesinnungen, stand, das uns auf die gleiche, grundlose Weise zum Lachen brachte, wie uns anderes ergriff. Aber auch, weil es die nie verzagende Erwartung gab, sinnlos, getränkt mit Vergeblichkeit und unerfüllbarer Hoffnung. Es hätte uns für unser Leben genügt, hier zu bleiben, zu dauern, den Spätherbst zu sehen, wenn das Laub von den Bäumen gleitet und auf dem dunklen Wasser davonschwimmt; oder des Winters Flocken zu erblicken, die in die verhangene Schlucht hinabstieben; in der Apfelblüte des Frühjahrs zu stehen oder auch unter dem ausgestirnten Himmel der Sommernacht. Denn dies ist es doch, wonach wir uns in der nie beruhigten Unrast des Lebens sehnen – eine Dauer, eine Heimat zu haben, hoch auf einem Felsen, gegenüber dem Himmel.